

Jadranka Cigelj

Appartement
102

OMARSKA

Ein Zeitzeugnis

frauen & gender
Kultur | Forschung | Gesundheit

Anschrift der Herausgeberin:

Internationale Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM),
Deutsche Sektion eV.
info@igfm.de

ISBN 978-3-938580-11-0 Printausgabe
ISBN 978-3-938580-36-3 eBook
3. Auflage 2007
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe 2006
by Diametric Verlag Jutta A. Wilke e.K.
Alle Rechte vorbehalten

Copyright der Originalausgabe 2005
by Jadranka Cigelj
Originalausgabe erschienen 2005 unter dem Titel
APARTMAN 102
by GENCIJA KOMERCIJALNE DJELATNOSTI
ZAGREB «AKD»

Umschlaggestaltung: Eckhard Hundt, München
Herstellung: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

Unter www.diametric-verlag.de finden Sie

- unser aktuelles Verlagsprogramm
- kostenlos in alle Titel "reinlesen"
- unsere eBook-Reihe
- Frauengesundheit *kurz & kritisch*

Jadranka Cigelj

Appartement
102

OMARSKA

Ein Zeitzeugnis

Aus dem Kroatischen von Vlatka Frketić

herausgegeben von
IGFM, Deutsche Sektion e.V.

 DIAMETRIC
VERLAG

Inhalt

7	Vorwort
10	Begleitwort der Autorin
12	Dienstag, 17.12.2002, Den Haag
15	Appartement 102
230	Epilog

Für ihre Unterstützung bei der Übersetzung des Buches danke ich:

Frau Katharina Grieb, Internationale Gesellschaft für
Menschenrechte, Sektion Österreich,
Frau Monique Schlegel, Internationale Gesellschaft für
Menschenrechte, Sektion Schweiz,
Frau Katrin Bornmüller, Internationale Gesellschaft für
Menschenrechte, Sektion Deutschland e.V.
und
Herrn Karl Hafen, Geschäftsführender Vorsitzender der
IGFM Deutschland.

Jadranka Cigelj
Zagreb, März 2006

Vorwort

Der Krieg in Bosnien-Herzegovina begann im April 1992. Nur acht Monate später hatten zwei Millionen Bosnier – in ihrer Mehrheit Muslime und Kroaten – ihre Heimat verlassen. Die serbische Strategie trachtete danach, durch eine ethnische Neuaufteilung des Territoriums der ehemaligen jugoslawischen Föderation einem möglichst großen und ethnisch möglichst homogenen groß-serbischen Staat Raum zu geben. Bis heute wird versucht, diese Kriegsursache zu leugnen, den serbischen Präsidenten Slobodan Milošević und seine bosnisch-serbischen Mittäter zu entlasten und die Schuld an der Tragödie gleichermaßen zwischen Tätern und Opfern, Angegriffenen und Angreifern aufzuteilen. Aber wer verkennt, dass die Methoden, die Karadžić und Mladić anwendeten, ihren politischen Zielen entsprachen, verbaut sich den Weg zum Verständnis der bosnischen Tragödie. Die Verbrechen, die an der Zivilbevölkerung begangen wurden, begleiteten nicht einfach die serbische Kriegsführung, sie machten ihr Wesen aus.

Jadranka Cigelj war eine Aktivistin der Kroatischen Demokratischen Gemeinschaft (HDZ) in der nordwestbosnischen Gemeinde Prijedor. Mit einem Anteil von weniger als sechs Prozent waren die Kroaten dort eine kleine Minderheit, die Bevölkerungsgruppen der Serben und der Muslime hielten einander in etwa die Waage. Prijedor wurde am 30. April 1992 von den bosnischen Serben eingenommen; wer nicht Serbe war, wurde gezwungen, ein weißes Armband zu tragen und war damit der Willkür und dem Terror ausgesetzt. Die Folge war, dass sich die Muslime und Kroaten in die Dörfer flüchteten, die nicht-serbische Enklaven darstellten. In einer zweiten Phase wurden diese Enklaven nach und nach mit Artillerie beschossen und eingenommen.

Die Überlebenden wurden selektiert und in Konzentrationslager verbracht: die kriegsfähigen Männer in die Keramikfabrik Keraterm am Ortsrand von Prijedor, die Frauen in ein Schulgebäude in Trnopolje, die politischen, sozialen und intellektuellen Eliten der Muslime und der Kroaten, unter ihnen 37 Frauen, in das Bergwerksgelände Omarska, das etwa 20 Kilometer außerhalb von Prijedor liegt. Schwere physische und psychische Misshandlungen, Vergewaltigungen, Folter und Mord waren in diesen Lagern alltäglich.

Jadranka Cigelj beschreibt den Alltag in Omarska. Für Omarska gilt in Abwandlung, was über das Konzentrationslager gesagt wurde, das das kroati-

sche Ustaša-Regime in Jasenovac während des Zweiten Weltkrieges betrieb: Es war ein Todeslager, in dem nicht industriell gemordet wurde, sondern in Handarbeit – mit Eisenstangen, Äxten, Messern, Pistolenschüssen. Die Anklageschrift gegen Željko Mejačić, den Kommandanten von Omarska, und seine vier Mitangeklagten vor dem Kriegsverbrechertribunal der Vereinten Nationen in Den Haag schätzt die Opferzahlen auf »mindestens Hunderte von Häftlingen, deren Identität zum Teil bekannt ist und zum Teil nicht.« Die Todesfabrik in Omarska war nur wenige Monate in Betrieb, zwischen Ende Mai und August 1992. Als die bosnische Regierung die Führung der bosnischen Serben beschuldigte, mehr als 90 Konzentrationslager eingerichtet zu haben, bestätigte der amerikanische Journalist Roy Gutman als Erster diesen Vorwurf mit seinen Recherchen. Unter starkem internationalen Druck wurden Keraterm und Omarska im August 1992 geschlossen. Die Überlebenden wurden in andere Lager gebracht und schließlich deportiert.

Identifizierung–Konzentrierung–Eliminierung/Deportation lautet das Schema, nach dem ethnische »Säuberungen« vorgenommen werden. Wie Misshandlung, Folter und Mord gehört auch sexuelle Gewalt seit jeher zu den Vertreibungsmethoden. Angst, Demütigung und Erniedrigung sollen den Wunsch abtöten, je wieder in die Heimat zurückzukehren. Massenvergewaltigung ist dabei weder neu noch ein spezifisch balkanisches Phänomen, sondern war immer schon Teil einer totalen, auf Vernichtung zielenden Kriegführung. Neu ist, dass eine Frau es wagt, so offen darüber zu berichten, wie Jadranka Cigelj es in ihrem Buch tut.

Deutschen Leserinnen und Lesern drängt sich der Vergleich mit der Anonymia auf, deren Tagebuchaufzeichnungen aus 1945 unter dem Titel »Eine Frau in Berlin« veröffentlicht wurden. Adriana Georgescu deutete in ihren Memoiren »In the Beginning Was the End« nur an, was sie als junge Frau nach dem Kriegsende in einem kommunistischen Gefängnis in Rumänien erlitten hat. Doch in Berlin wie in Bukarest ging die Gewalt von Fremdherrschaft aus, Deutschland war besetzt und in Rumänien waren die Kommunisten nicht mehr als eine kriminelle Sekte, die ihre Macht ausschließlich den russischen Besatzern verdankte. Cigelj und ihren Mitgefangenen in Omarska hingegen waren einige ihrer Wärter und Peiniger bekannt, Serben aus der Gegend von Prijedor, ehemalige Schul- oder Arbeitskollegen. Von einem Tag auf den anderen hatte sich der jugoslawische Alltag in einen Albtraum verwandelt.

Kurz bevor die Nachricht vom Tod Slobodan Miloševićs alle anderen Meldungen aus dem ehemaligen Jugoslawien verdrängte, berichtete die

Nachrichtenagentur Hina aus Zagreb, dass seit dem Ende des Krieges immer noch 1.140 Kroaten von ihren Angehörigen vermisst werden — 1.140 Einzelschicksale, ähnlich jenen der Häftlinge von Omarska, die von der Weltöffentlichkeit, wenn überhaupt, nur noch als statistische Größe wahrgenommen werden. »Ich weiß, dass ich die Wahrheit nicht kenne«, sagte Peter Handke in selbstgefälliger Pose der Bescheidenheit beim Begräbnis Miloševićs, als ob dies seine Anwesenheit gerechtfertigt hätte. Jadranka Cigelj beschreibt die Folgen der serbischen Aggression.

Wer die Wahrheit erfahren möchte, muss sich der Lektüre ihres Buches stellen, so schwer dies auch fallen mag.

Karl-Peter Schwarz

Buzet (Kroatien), 27. März 2006

Begleitwort der Autorin

In jedem Leben gibt es Ereignisse, die wir lieber vergessen würden. Aber haben wir das Recht dazu?

Diese Frage beschäftigt mich vier Jahre lang. Vier Jahre lang versuchte ich Krieg und KZ zu vergessen. Aber darf ich schweigen? Oder muss ich reden im Namen meiner Freunde, die irgendwo in unbekanntem Massengräbern verscharrt liegen und nicht mehr für sich selbst sprechen können?

So habe ich mich entschlossen, mein Leben im KZ Omarska aufzuschreiben. Drei Jahre hat es gebraucht, denn es war unendlich schwer, den ganzen Schmerz und die Erniedrigung noch einmal in der Erinnerung zu durchleben und oft war ich eifersüchtig auf meine toten Freunde, denn die wiederkehrenden Bilder waren wie ein neuer Terror.

Ich schrieb dieses Buch im Namen der fünf Frauen, die dort starben: Mugbila Beširević, Edna Dautović, Velida Mahmuljin, Sadeta Medunjanin, Hajra Hodžić; im Namen meiner Freunde Silvije Šarić, Mato Tadić, Jozo Marčić, Zeljko Sikora, Dr. Sadiković und im Namen der unzähligen mir unbekanntem Opfer.

Aus Rücksicht auf die Überlebenden sind die Identitäten anonymisiert.

Die Schilderungen sind nur ein kleiner Ausschnitt der schrecklichen Wirklichkeit, denn manches habe ich nicht aufgeschrieben, weil es dafür keine Worte gibt und es nicht vorstellbar ist für Menschen, die nie einen Krieg erlebten.

So bedrückend es ist, diese Wahrheit zu lesen, bitte ich Sie doch, es zu tun. Denn das menschenverachtende System von Omarska steht beispielhaft für das, was wir Menschen uns antun, und nur, wenn uns das schier untragbare Leid, das dort geschehen ist, berühren kann, rückt in unser aller Bewusstsein, dass genau das gerade jetzt in diesem Moment an anderen Orten passiert. So mag diese Tragödie dazu beitragen, die Achtung vor den Menschenrechten unverrückbar in das Zentrum unseres Denkens und Handelns zu stellen.

Jadranka Cigelj
Zagreb, März 2006

Jadranka Cigelj ist 1948 in Zagreb geboren und lebte seit 1955 in Prijedor. Das Jurastudium schloss sie in Sarajevo ab. Als Gymnasiastin erhielt sie mehrere Preise für Dichtungen und Prosa und hat als Studentin in der Redaktion der Lokalzeitung »Kozarski vjesnik« mitgearbeitet.

Nach Beendigung ihres Studiums arbeitete sie bis zu ihrer Festnahme am 14. Juni 1992 als Juristin in Prijedor.

Nachdem sich westeuropäische Journalisten, vorrangig Roy Gutman, dank dessen Recherchen die Lager in Bosnien und Herzegowina entdeckt worden sind, für ihre Freilassung eingesetzt hatten, wurde sie am 03. August 1992 aus dem Lager Omarska entlassen.

Seit dem 29. September 1992 lebt sie in Zagreb, wo sie politisch und humanitär tätig ist. Im Projekt »Stimme der Opfer – Stimme für die Opfer« hat sie von 1993 bis 1996 für die kroatische Sektion der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) mehr als 15.000 Aussagen gesammelt und bearbeitet.

In mehr als 50 Fernseh- und Radiosendungen erzählte sie die Geschichte der Kriegsoffer und berichtete über deren Schicksal in Vorträgen vor europäischen und amerikanischen Parlamentariern. Für ihre humanitäre Arbeit wurde sie vielfach ausgezeichnet, unter anderem erhielt sie die Auszeichnung Ludovic Trarieux der französischen Rechtsanwaltskammer aus Bordeaux verliehen. Im Oktober 1995 wurde sie von der österreichischen Tageszeitung »Der Standard« zur Person des Jahres ernannt und vom Generalsekretär der UNO, Kofi Annan, empfangen. 1998 ernannte sie die amerikanische Frauenzeitschrift »Ms« zu einer der sieben Frauen, die das Jahrhundert geprägt haben.

Jadranka Cigelj hat im Zuge der Anklage vor dem Den Haager Kriegsverbrecher-Tribunal gegen die Kommandanten des Konzentrationslagers Omarska ausgesagt. Sie ist eine der Zeuginnen dieses Gerichts.

Dienstag, 17.12.2002, Den Haag

Der Milošević-Prozess ist die wichtigste Anhörung über Kriegsverbrechen seit den Nürnberger Prozessen. Heute kommt es zum ersten Mal zur Gegenüberstellung mit den Opfern.

Mein Folterer, der dünner geworden ist, leicht gebeugt, mit fast völlig weißem Haar, schlendert in den Gerichtssaal. Er unterdrückt ein Gähnen. Durch die kugelsichere Glaswand, die den Gerichtssaal von der Galerie trennt, überblickt Slobodan Milošević seine Zuhörerschaft. Er runzelt leicht die Stirn, anscheinend enttäuscht, dass dort nur sieben von uns sind. Seine Augen kehren plötzlich zurück, um meinen zu begegnen, und er lächelt.

Abgesehen vom Fernsehen ist dies das erste Mal, dass ich einen Blick auf ihn werfen kann. Aber seine Arroganz erscheint stark und unzerstörbar. Dann erinnere ich mich, dass er einen Fernseher in seiner holländischen Gefängniszelle hat. Vielleicht hat er mich auf CNN gesehen.

Mein Gedächtnis wandert ein Jahrzehnt zurück zu den 55 Tagen im Serbenlager von Nordwestbosnien. Wir hatten keinen Fernseher. Ich war eine von 37 Frauen, festgehalten in dem stillgelegten Bergwerk Omarska außerhalb meiner Heimatstadt Prijedor, wo Tausende ermordet wurden. Am 14. Juni 1992 wurde ich dorthin verschleppt, vergewaltigt, misshandelt, bedroht – acht endlos lange Wochen.

In seiner bequemen holländischen Zelle wird Milošević gut ernährt, er telefoniert nach Hause, liest Bücher. Wir wurden geschlagen, gefoltert und hungerten: gemeinsam mit siebzehn anderen Frauen, mit denen ich den Raum 102 in Omarska teilte. Wir putzten das Blut der Gefolterten vom Fußboden, und jede Nacht warteten wir im Dunkeln angstvoll auf die schweren Schritte von Soldatenstiefeln, die Gewalt und Schmerz brachten.

Jene Tage der physischen und psychischen Folter waren in eine weit entfernte Vergangenheit gerückt. Hier in Den Haag kehren sie zurück und die Erinnerungen daran erregen Übelkeit.

Es ist kein Hass. Nur Abscheu und Verachtung, in denen ich ertrinke, wenn ich Milošević beobachte, getrieben von dem Zwang zu erfahren, wer er wirklich ist, woraus dieses Monster geschaffen ist.

Durch die Glastrennwand schauend, sehe ich plötzlich nicht mehr Milošević, sondern das schmutzige Fenster der Lagerkantine, die wir *Restaurant* nannten. Das Fenster trennte uns von dem grasbewachsenen Beet vor dem Weißen Haus, aber nicht vom Gestank der Körper, die dort nach den nächtlichen Tötungsorgien von Miloševićs Anhängern hingeworfen lagen. Wir Frauen saßen am Fenster mit gesenkten Köpfen, unsere Blicke waren an die Körper gefesselt. Aus einer Entfernung von 30 Metern versuchten wir, die Toten an ihren Kleidern wiederzuerkennen – die Männer, deren Schmerzensschreie wir die ganze Nacht lang gehört hatten. Wenn wir den Abwasch in der Lagerküche erledigten, zählten wir die Teller, nur um zu erfahren, wie viele von ihnen verschwunden waren.

Ich starre durch die Scheibe in Miloševićs Gesicht und suche nach einer Spur von menschlicher Reue, Scham oder Unbehagen. Ich habe keine Angst mehr, aber ich bin zermürbt von der Frage: Fühlt er die Last seiner Schuld?

Im Lager wurden wir bestraft und suchten deshalb bei uns nach unserer Schuld. Wir analysierten jedes unserer Worte, jeden Gedanken und jedes Tun, um zu sehen, ob wir verstehen könnten, warum unsere Folterer glaubten, wir wären wertlos. Jetzt möchte ich wissen, ob Milošević ähnlich empfindet.

In der Gerichtsverhandlung wird das Tonband eines abgefangenen Telefongesprächs zwischen Milošević und Radovan Karadžić vom September 1991 abgespielt, sechs Monate vor Kriegsbeginn in Bosnien, in dem sie die Aufstellung einer serbischen Armee und eines serbischen Polizeicorps besprechen.

Ich möchte die Namen der fünf Frauen herausschreien, die durch die Befehle dieser beiden in Omarska ermordet wurden.

Eine andere Aufzeichnung dokumentiert, wie Milošević über die militärischen Operationen in Pakrac und Petrinja in Kroatien diskutiert und die Befehle gab, die von General Uzelac und der jugoslawischen Armee ausgeführt wurden.

Ich halte den Atem an, nicht wegen der Enthüllungen, sondern der Tatsache wegen, dass jemand diese Gespräche aufgezeichnet und gerettet hatte und es dann zuließ, dass der Krieg und das Töten weitergingen.

Der Staatsanwalt führt den Beweis auf, indem er die verschiedenen auf Band aufgenommenen Gespräche mit Nummern versieht: 9, 11, 13, 15, 21. Milošević gähnt wieder und zeigt uns, wie unendlich gelangweilt er ist, während er die Papiere vor sich ordentlich stapelt und Blicke auf seine kleine Zuhörerschaft wirft.

»Bitte, die Nummern für das schriftliche Material sind verwirrend, und ich möchte, dass die Berichtigung der Nummern in das Protokoll kommt«, wirft er ein.

Er macht sich lustig über sie. Das verächtliche Lächeln, das häufige Gähnen, die Demonstration der Langeweile zeigen die Geringschätzung für die Richter, die geschützten Zeugen, die Zuhörerschaft und den Rest der Welt.

Es war vor 15 Jahren, als er im Kosovo verkündete, dass die »Serben neue Schlachten vor sich haben«. Und jetzt ist er hier, spielt immer noch die Rolle des Erlösers, der sich über die Welt lustig macht.

Während der Pause rauche ich eine Zigarette nach der anderen und denke über Schuld und Verantwortung nach, ungeduldig auf den weiteren Fortgang der Verhandlung wartend.

Begierig auf diese Gelegenheit, Milošević in Den Haag zu sehen, war ich durch die Sicherheitskontrollen gegangen, ohne allzu viel darüber nachzudenken, was mich zu diesem Vorhaben bewogen hatte. Ich war mehr und mehr neugierig gewesen, diesen Mann zu sehen, dessen wahnsinnige Idee eines »Großserbiens« ich bei jedem Wetterwechsel in meinen Knochen fühlen konnte. Und dann die Enttäuschung. Die Sitzung wird bis auf Weiteres verschoben. Angeblich verhindere die Gesundheit des »Hauptdarstellers« seine weitere Teilnahme am Prozess.

Ich fahre nach Hause zurück, denke über meine eigene Gesundheit nach und über die all jener Tausender Menschen, die getötet und begraben über ganz Bosnien und Kroatien verstreut sind. Ich kann die versengte Erde riechen, kann die Schreie derer hören, die begleitet von nationalen Liedern der Serben in Stereo gefoltert wurden, bis sie starben. Ich kann die Nächte sehen, in denen wir im Raum 102 lagen, uns ängstigten, ob wir von den serbischen Wachen aus der Zelle herausgeholt würden.

Wir sprachen nie über die Vergewaltigungen. Es war ein ungeschriebenes Gesetz unter den Frauen. Hätten wir darüber gesprochen, hätte es unsere Moral zerstört.

Ich halte mein Manuskript in den Händen, das meine Haft in Omarska beschreibt. Und dann denke ich an diesen Mann, genannt Slobodan.

Wie ironisch, sein Name bedeutet »Freiheit«.

Auszug aus »A chilling smile from my torturer« von Ian Traynor, Guardian Unlimited, Guardian Newspapers Limited, Dezember 2002, mit freundlicher Genehmigung

Appartement 102

»Und, Frauen ...!«

Er stand an der Tür. Ein spöttisches Lächeln umspielte seine Lippen mit dem gepflegten Schnurrbart. Sein Äußeres hob die Selbstsicherheit hervor, die dieser Mann ausstrahlte - die funkelnden dunkelbraunen Augen, das sorgfältig gekämmte glänzende dichte Haar, das mit Öl oder Haargel frisiert war.

Das Erscheinen des Mannes unterbrach unsere leise Unterhaltung. Schweres bleiernes Atmen erfüllte den Raum mit stummer Erwartung.

Langsam glitt sein Blick über unsere Gesichter, die wir mit gebeugten Köpfen zu verstecken suchten.

Meine Augen irrten umher in der Hoffnung, Unterstützung zu finden. Mein Hals pochte. Mich beschlich eine unangenehme Vorahnung, die Angst in mir wachrief. Ich versuchte, die Bedeutung dieses Besuchs zu erkennen. Aber die Panik, die so unerwartet kam wie die Flut, packte mein gesamtes Wesen. Die Fäuste, die ich vor Angst immer fester zusammendrückte, füllten sich mit klebrigem Schweiß. Heimlich suchte ich den Blick einer anderen Frau. Alle Blicke waren auf den Boden gerichtet, die Lippen fest zusammengedrückt und stumm, als ob unser Schweigen, das unendliche Minuten füllte, die Anwesenheit dieses Mannes verschwinden lassen könnte.

»Du! Du, da hinten. Mit den großen Augen ... du bist neu?«

Es waren nur Worte. Aber Worte, die eine Drohung in sich trugen. Keine von uns antwortete. Er sprach auch niemanden direkt an. Vorsichtig blickte ich in die Gesichter der drei Frauen, die an jenem Tag mit mir hierher gebracht worden waren. Sie starrten mich an. Mein Hals zog sich zusammen, als ich merkte, dass sich der Mann an mich wandte. Anstatt zu antworten, nickte ich fast unmerklich. Kleine Schweißtropfen sammelten sich auf meinen Lippen und tropften auf das Kinn.

Ein unsinniger Gedanke schoss mir durch den Kopf und ich sagte, fast laut:

»Eigentlich schwitze ich nie ...«

»Hab keine Angst ... komm her!«

Es war keine Bitte. Er bat um nichts. Es war ein abgeschwächter Befehl.

Ich bewegte meine bleischweren Beine und näherte mich ihm.

»Du hast Augen wie meine Ivanka. Ja. Genau wie sie. Das habe ich sofort bemerkt.«

Ich unterdrückte den Wunsch zu fliehen. Die Worte kamen eines nach dem anderen, als ob er sie sich selbst aufsagen würde. Langsam berührte er mit seinem Daumen und dem kleinen Finger mein Kinn und mit zärtlichen Berührungen wischte er die kleinen Schweißtropfen, die sich über meinen Lippen angesammelt hatten, weg.

Ich traute mich nicht, mich auch nur einen Millimeter zu bewegen, trotz des gutwilligen Blicks, mit dem er mich anschaute. Mit dem letzten Rest Selbstbeherrschung unterdrückte ich die aufkommende Panik, die sich in mir ausbreitete und mich lähmte.

In diesem Raum gab es nur meine Angst und den Verursacher meiner Angst. Alles andere war weg und außerhalb meiner Reichweite. Kälte kroch meinen Rücken hinauf und verbreitete eine Gefühllosigkeit im ganzen Körper.

»Ich möchte mit dir alleine reden!«

Das war ein Befehl, begleitet von einem leichten Drücken meines Kinns. Wieder suchte ich in den Augen der anderen Frauen Unterstützung. Aber ihre Augen blickten ins Leere, als ob sie so ihr eigenes Schicksal ändern könnten.

Mein Blick heftete sich an den Tisch, auf dem Reste unseres Abendessens lagen. Es war mein erster Abend an diesem Ort.

Seine Hand glitt von meinem Gesicht auf den Oberarm. Langsam schob er mich in Richtung Tür, aus dem hellen Raum hinaus in den dunklen Flur. Vor Angst konnte ich meine Beine kaum bewegen, während er mich mit einer merkwürdig bestimmten Geduld in die Dunkelheit schob. Ich hatte das Gefühl, sehr lange gegangen zu sein, bevor ich wieder Licht sah. Ich spürte, wie er meinen Arm losließ und mich am Rücken fest nach vorne schob, irgendwohin.

»Komm!« Ein leiser Befehl.

Es lag keine Zärtlichkeit mehr in seinen Berührungen, auch nicht in der Stimme. Ich ahnte die unausgesprochene Drohung.

Meine Augen versuchten, sich dem schwachen Licht anzupassen, das einige Büromöbel beleuchtete und den Raum mit Angst erregenden Schatten füllte. Draußen werden bestimmt Reflektoren sein. Ich versuchte, meine Gedanken auf etwas Bestimmtes zu richten, um meinen Drang zu schreien zu dämpfen. Intuitiv wusste ich, dass keine Angst gezeigt und schon gar nicht geschrien werden darf. Ich spürte, wie er mich wieder fest am Oberarm fasste und mich nach unten zog. Ich begriff. Er wollte, dass ich mich setzte. Steif blieb ich stehen, bis er mir mit schweren Händen meine Schultern nach unten drückte und mich zwang, dem wortlosen Befehl zu gehorchen.

Ich spürte die Berührung seiner Beine. Er saß auf einem Stuhl. Meinen schwachen Abwehrversuch stoppte er mit festem Druck und im nächsten Augenblick saß ich auf seinem Schoß.

»Du bist also die Kroatin, die heute gebracht wurde! Ich hörte es in der Kommandantur. Sie reden von dir, als ob du sehr gefährlich seist. So dachte ich mir, die sollte ich mir mal ansehen. Vielleicht bist du ja nicht so übel. Und dann! Verdammt. Du siehst genauso aus wie meine Ivanka!«

»Welche Ivanka?«, flüsterte ich und richtete dabei meinen Kopf auf.

Meine unüberlegte Frage machte mir Angst, aber die Antwort kam mit derselben bestimmten ruhigen Stimme.

»Ivanka? Das ist meine Schöne aus Koprivnica. Wir waren eine Zeit lang zusammen. Früher. Ich war jung und neugierig. Ich liebte es, in ganz Jugoslawien herumzureisen. Und so bin ich auf sie gestoßen.«

Seine Hand glitt im Rhythmus seiner Worte meinen Rücken entlang. Vor Angst brachte ich kein Wort hervor und wünschte nur, er würde weiter reden.

»Ihr ähnelt euch sehr. Sie war etwas kleiner. Du bist ziemlich groß. Aber der gleiche Typ. Große Augen, und auch das Haar ... so wie deines, unruhig, lockig ... Weißt du, ich war verliebt in sie ...«

Die letzten Worte flüsterte er zärtlich, was in mir einen Funken von Hoffnung nährte.

»Was war mit deiner Ivanka?«, fragte ich, um seine Erzählung in Gang zu halten und so seine Hand davon abzuhalten, meinen Körper immer stärker zu quetschen.

»Ach! Die Ferne, die Jugend, mein Herumirren. Sie wollte nicht auf mich warten.«

Gott sei Dank erwähnte er nicht ihre Nationalität. Ich spürte eine gewisse Erleichterung.

Der Druck seiner Hände ließ etwas nach. Ich hoffte, er würde ganz loslassen. Einige Augenblicke lang war es still. Sogar die grauenvollen Schatten waren verschwunden. Von draußen waren durch den Regen die leisen Stimmen der Wachposten zu hören. Die bedrohliche Stille wurde vom schmerzhaften Stöhnen eines Mannes durchbrochen.

»Ich habe deine Angst bemerkt!«

Die Hand packte in der Dunkelheit fest meine Brüste.

»Sie sind noch gut. Hast du gestillt?«

Von einer furchtbaren Vorahnung gepackt, dachte ich an meinen Sohn und fing an zu schluchzen.

»Weine nicht. Wir haben Zeit. Du wirst noch an andere geraten. Die sind nicht so wie ich.«

Er sprach ruhig und bestimmt. Jedes Wort traf mich wie ein Schlag. Erniedrigung mischte sich mit Angst und Überlebensinstinkt. Grob zog er meinen Rock hoch. Ein Metallgegenstand vergrub sich in meine Schenkel, während er mich zu Boden drückte und sich dabei seine Hosen auszog. Entsetzen erfasste mich, ich wehrte mich mit letzter Kraft, aber wir waren schon irgendwo auf dem Boden.

Die schwere Soldatenhand drückte meinen Hals, während sich eine andere Hand grob zwischen meine Schenkel schob.

Sein Atem und seine Zunge, die er in meinen Mund presste, riefen Brechreiz in mir hervor. Ich konnte nicht mehr atmen. Als ich glaubte, den Verstand zu verlieren, zerbrach mein Inneres an meiner Hilflosigkeit.

Irgendwo - nicht in dieser Zeit und nicht in diesem Raum - war es friedlich...

Als ich zu mir kam, hörte ich das Geräusch seiner Soldatenstiefel und ich spürte, wie sich Schmerzen und Ohnmacht alles nahmen, was von meinem früheren Leben noch übrig war.

Ich weiß weder, wann noch wie ich in den Frauenschlafraum zurückkehrte. Keine fragte etwas. Im Zimmer war es still und dunkel. Ich legte mich in die Ecke neben Mugbila. Mein ganzer Körper war gefüllt mit Schmerz und unsagbarer Erniedrigung. Meine Lippen, zerbissen von einem Fremden, brannten, als Tränen über sie flossen.

Ich spürte die sanfte Berührung von Mugbilas Hand. Sie umarmte mich stumm und streichelte die Tränen, die immer stärker flossen. Ihre stumme zärtliche Berührung sagte mir, dass sie verstand, und ich war der Stille, die niemand störte, unendlich dankbar. In meinem Unterleib war eine klebrige Hitze. Ich zwang meine Hand an die Quelle dieser klebrigen warmen Feuchtigkeit und erstarrte. Ich blutete.

Suchend streckte ich meine Hand in der Dunkelheit nach meiner Tasche, zog die Papiertaschentücher heraus und ertastete eine kleine Glasflasche. Parfüm. Ein hysterischer Weinanfall brach aus mir heraus, während Mugbilas Hände versuchten, meinen Mund zu schließen. Mugbila und ein Parfümfläschchen waren in dieser Nacht die stummen Zeugen für das Ende meines bisherigen Lebens.



Es war ein grauer Tag. Ich betrachtete die ersten Sonnenstrahlen, die fast unwirklich auf die Blätter der Dekorationspflanzen strahlten. Die Philodendren und Ficusstöpfe, Überbleibsel aus einer anderen Zeit, schienen uns Frauen auszulachen. Um der Erinnerung an die letzte Nacht zu entkommen, zählte ich: acht Frauen. Sieben schliefen. Zumindest schien es so und ich beneidete sie. Gestern Abend verbot uns die Wache, das Fenster zu öffnen, sodass die Luft im Raum schwer war vom Gestank ungewaschener Körper. Auch mein Schweiß, getränkt mit der Erniedrigung und Angst, stank.

Durch das Fenster erspähte ich einen Gewehrlauf und nahm an, dass auf der Terrasse die Wache stand. Diese kleinen Beobachtungen nahmen meine Aufmerksamkeit so in Anspruch, dass ich für den Augenblick den Schmerz vergaß und mich nach einem warmen Bad sehnte.

Meine Sinne waren stumpf, mein Mund trocken mit einem bitteren Geschmack. Mein Blick glitt vom Blumenständer in den Raum. Drei Schreibtische, auf ihnen Tischkalender, aufgeschlagen am 29. April 1992. Die Schubladen hoben sich eigenartig von den glänzenden Tischplatten ab. Geöffnet in Wut hingen sie wie hämisch herunter. Hinter den Tischen, genau neben mir, stand ein Schrank mit zwei Türen. Darauf waren Postkarten aus verschiedenen Orten geklebt, wie stumme Zeugen aus einem anderen Leben. Dem Leben vor dem 29. April.

Merkwürdige fettige braune Flecken auf dem Schrank zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Nach der Herkunft dieser Flecken suchend, die im Sonnenschein wie kleine Inseln glänzten, streifte mein Blick über den Boden. Auch hier waren Flecken dicht gesät, aber nicht braun, sondern dunkelrot. In diesem Augenblick wusste ich: Das war getrocknetes Blut.

Die Flecken verschwanden unter den Matten, auf denen Mugbila, Edna und ich schliefen. Dann hörte ich Schritte vor der Tür. Schwere Soldatenstiefel und laute Männerstimmen. Ich fragte mich, wo die Menschen sind, die vor mir hierher gebracht wurden? Als man mich gestern mit Branka und Edna hierher brachte, waren noch drei Männer mit uns. Wo waren sie? Ich schloss meine Augen. Nur das Ungewisse war gewiss.

Eine leise klare Frauenstimme ließ mich zusammenzucken.

»Sie kommen jetzt! Wir müssen das Zimmer aufräumen. Die Schlafunterlagen hochheben. Die Decken falten. Den Boden aufwischen.«

Nur mit Mühe brachte ich mich dazu, die Augen zu öffnen und die Frau anzu-

sehen, die gerade sprach. In der Mitte des Zimmers stand Zdenka. Die kleine Frau mit den zusammengepressten blutlosen Lippen stützte ihre Arme in den Hüften ab, als ob sie damit die Wichtigkeit des gerade Gesagten unterstreichen wollte.

Gestern Abend bemerkte ich sie vor allem wegen ihrer Worte, die sie anstatt einer Begrüßung an uns drei Neue gerichtet hatte:

»Ihr fragt nichts! Ihr seht nichts! Ihr hört nichts! Und nichts geht euch was an!«

Jetzt schüttelte sie nervös ihr dichtes dunkles Haar, während ihre blassblauen Augen voller Ärger waren. Ihr ganzes Gesicht spiegelte Ärger und Spott wider. Ich war mir nicht sicher, ob ihre Gefühle uns galten oder diesem Ort.

Wir standen leise auf, glätteten unsere zerknautschte Kleidung und lächelten uns an. Mit schnellen Bewegungen räumten wir unsere improvisierten Schlaf-lager weg. Zdenka brachte von irgendwo einen alten Eimer mit braunem Wasser, dazu ein schmutziges Tuch und einen Besen. Rechts von der Tür stand ein niedriger Eisenschrank, neben den wir unsere acht Schlafunterlagen und Decken ordentlich stapelten.

»Guten Morgen, Hennen!«, dröhnte eine kräftige Stimme durch den Raum.

»Wie habt ihr geschlafen? Schau, schau ... wir haben neue Hennen!«, sprach die Stimme hämisch weiter.

In der offenen Tür stand ein großer junger Mann in Uniform – oder schien er mir nur groß in meiner Angst?

In der rechten Hand hielt er ein Maschinengewehr und seine linke war lässig an die Türklinke gelehnt. Seine Stimme durchdrang meinen müden Kopf wie ein Donnerschlag. Bis zu diesem Augenblick hatte ich nie die Farbe der Angst gesehen. Bisher hatte Angst einen Geschmack oder Geruch, kündigte sich mit Unbehagen oder Magenkrämpfen an. Angst im Frieden. Normale Angst. Schwer, aber erträglich.

Die Angst in diesem Raum materialisierte sich, nahm eine Farbe an. Ein dunkles Olivgrün. Die Farbe der Soldatenuniform.

Ohne den Soldaten anzusehen, verbanden sich die staubigen Stiefel mit den fetten dunkelbraunen Flecken am Boden in eine grünlich glänzende, fluide Masse. Ein bitterer Geschmack im trockenen Mund drückte schmerzhaft meinen Hals zusammen. In diese flüssige Masse starrend, hatte ich das Gefühl, sie würde sich bewegen und auf mich stürzen.

»Ist dir kalt?«

Die fluide Masse verwandelte sich in das Gesicht des Soldaten. Er nahm seine Hand von der Tür und berührte den Kragen meines zu warmen Wollkostüms. Erst da bemerkte ich, wie der Schweiß und die Angst meine Kleider beschwerten. Ich hatte mich warm angezogen, weil mir bei der Verhaftung gesagt wurde, ich würde nach Omarska in irgendwelche Hallen gebracht werden. Und in Hallen ist es kalt. Vom Schweiß der Todesangst und des Entsetzens ... hat mir keiner etwas gesagt.

Bei der Berührung der Soldatenhand zuckte ich zusammen und ich spürte, wie sich mein Schweiß in eisiges Grauen verwandelte, das langsam von meinem ganzen Körper Besitz ergriff und mich wie ein heftiges Fieber schüttelte. Mein Kinn zitterte und ich konnte keinen Laut hervorbringen. Ein Weinkrampf, und ich konnte nur noch schluchzen. Der Soldat blickte mich mit Verachtung und Abscheu an, ließ meinen Kragen los und wandte sich an Zdenka:

»Sag ihnen, was sie tun müssen, und bring sie ins *Restaurant!*«

Das war ein Befehl, der keinen Widerspruch zuließ. Eilig verließ er den Raum.

»Schnell! Ihr habt ihn gehört!«, sagte Zdenka.

Von Zdenka geführt, verließen wir in einer Reihe den Raum. Ich war die Letzte in unserer traurigen Kolonne. Die Erniedrigung der letzten Nacht kam als körperlicher Schmerz zurück. Ich spürte die Menstruationskrämpfe und wie das Blut an meinen Beinen herabließ. Entsetzt dachte ich an meine einzige Unterhose, die, die ich gerade anhatte, und an die Papiertaschentücher, die schon seit letzter Nacht als dünne Binden aufgebraucht waren.

Wir stiegen die Wendeltreppe hinunter und ich vermied es, mich umzublicken, bemerkte aber im langen schmalen Flur, den wir durchquerten, Metallschränke, die vor dem Krieg die Garderobenschränke der Arbeiter waren.

Vor der Eingangstür saßen zwei Wachposten mit Maschinengewehren auf ihrem Schoß. Es schien mir, als ob sie boshaft lachen würden. Vor dieser Tür ist gestern mein Leben geblieben.

Es ging noch ein Stück durch den Flur, bevor wir in einen großen Raum mit einer Glaswand traten. Ins *Restaurant*, wie der Soldat sagte. Ich folgte den Frauen in die linke Ecke an den einzigen Tisch, der vor dem Heizkörper unter dem Fenster stand. Um den Tisch herum standen vier Stühle. Aber wir waren zwölf!

Zdenka und Velida gingen zum anderen Ende des Raums, die übrigen Frauen setzten sich – einige auf die Stühle, andere auf die großen Rillen der Heizkörper. Über meinem Kopf hing ein ausgebleichtes rotes Tuch, das früher wahr-

scheinlich ein Vorhang war. Das Tuch war zerrissen und dreckig und verhin-
derte nur teilweise den Blick durch das Fenster.

Dann sah ich sie. Ein Haufen bärtiger Gesichter, schmutzig, in zerrissener
Kleidung. Mit nackten dünnen Männerarmen, es waren Hunderte oder Tau-
sende. Sie saßen schweigend auf dem Asphaltplateau, das zwischen unserem
Gebäude und dem riesigen *Hangar* gegenüber lag, der mit seiner massiven
Eisenkonstruktion eine Einheit mit einem Ziegelbau bildete. In diesem Au-
genblick fiel mir ein, dass ich zum ersten Mal an diesem Ort war, obwohl
das Bergwerk seit den 70ern besteht. Merkwürdig. Nie hatte ich vorher das
Bedürfnis, nach Omarska zu fahren. War das vielleicht eine unterbewusste
Abwehr oder intuitive Angst vor etwas in der Zukunft, etwas, was noch nicht
erlebt, aber unausweichlich ist?

Die Stimmen von Zdenka und Velida, die sich mit Männerstimmen mischten,
unterbrachen meine Gedanken. Sie standen mehrere Meter von mir entfernt an
der verglasten Vitrine der ehemaligen Arbeiterkantine. Neben ihnen standen
vier Männer. Zwei hatten über ihre Militäruniformen weiße Kochschürzen
gebunden, die beiden anderen trugen blaue Arbeitskleidung. In dieser Grup-
pe stachen die Frauen mit ihren rosafarbenen Schürzen hervor, die früher die
Serviererinnen hier trugen. Für nicht eingeweihte Beobachter war diese Be-
kleidung an diesem Ort nichts Unübliches. Trotzdem war an den zwei Unifor-
mierten zu sehen, dass hier nichts üblich war.

Die Gruppe unterhielt sich, ohne dass ich verstehen konnte, worüber sie sprach-
ten. Ihre gedämpften Stimmen brachten einen bedrohlichen Frieden. Ruhe,
geladen mit Spannung, wie die Stille vor dem Sturm.

Vor der gläsernen Vitrine führte ein Eisengitter als Orientierung zur Essens-
ausgabe. So wusste man, welchen Weg man zur Theke einschlagen musste.
Meine Gedanken wirbelten verwirrt umher, von den gestapelten Plastiktel-
lern, über die letzte Nacht, bis hin zum Tag meiner Festnahme. Nur schwer
konnte ich die Übelkeit mit dem unerträglichen Brechreiz unterdrücken. Ich
war völlig durcheinander vor Angst, als ob ich vor einer riesigen Feuerwand
stehe und als einziger Ausweg der Sturz in den tödlichen Abgrund bleibt. Ich
begriff, dass es für Rückzug keinen Platz gab.

Meine Gedanken würgten mich, ließen nicht zu, zu Ende gedacht zu werden.
Mein ganzer Körper pulsierte und reduzierte meine Sinne auf den Instinkt
eines gejagten Tieres. Muskeln waren schmerzhaft angespannt. Selbst die Ze-
hen waren kalt und gefühllos. Ein Zustand schrecklicher Befürchtungen.

»Da sind sie!«

Mit lautem Flüstern unterbrach jemand meine Agonie. Ein merkwürdig schepperndes Geräusch harter Schritte – es waren Stiefel oder schwere Schuhe. Ich zwang mich, in die Richtung zu blicken, aus der die Geräusche kamen.

Sie traten durch das große, nur wenig vom Boden erhöhte Fenster ein. Diese demonstrierte Macht brauchte offensichtlich keine Tür. Schwere Soldatenstiefel und Kampfuniformen. Da wo Männerschenkel sein sollten, hingen wie Trauben kleine Granaten, die die gewalttätige Bedrohung unterstrichen.

Insgesamt zehn Männer, einer nach dem anderen. Alle waren gleich angezogen und mit den gleichen Waffen beladen. Nur einer stach hervor, in einer schwarzen Lederjacke und Jeans. Er war der kleinste und dickste.

Durch das Fenster trat meine Angst ein. Erst jetzt wurde unsere Wehrlosigkeit so richtig deutlich, begriff ich, während ich die hochgekrepelten Ärmel der Soldatenhemden und die aufgeknöpften Kragen betrachtete, die diesen Gewalttätern ein unordentliches Aussehen verliehen. Alle trugen sie auf der rechten Hüfte sichtbar ein Halfter mit einem langen Militärmesser oder einem Bajonett. Sonnenstrahlen schienen auf die Spitzen dieser scharfen Waffen und ließen sie noch gefährlicher erscheinen. Über ihren Schultern hingen Munitionsgürtel für die kurzen Automatingewehre, die sie drohend in ihren Händen hielten.

Mit erhobenen Köpfen blickten sie vor sich, unsere ärmliche, in der Ecke zusammengedrückte Gruppe ignorierend. Ich erkannte einige der Gesichter. Erinnernte mich an ihre Namen. An ihre Berufe. An das, was diese Menschen vor dem Krieg waren.

Da war Dragan, Grundschullehrer, Amateurschauspieler. Er sang im lokalen Männerchor den Bass. Als ob er sich und seine Absichten vor unserer ärmlichen Gefängnisgruppe verbergen wollte, trug er eine Brille mit verdunkelten Gläsern.

Ich versuchte, den Blick eines anderen einzufangen, der sich hinter den mir so bekannten dicken Brillengläsern zu verstecken suchte.

Es war der Richter Živko.

Wie eine Ertrinkende, die sich an einen Strohhalm klammert, erhoffte ich mir Hilfe. Während eines Strafverfahrens wegen kleinerer Diebstähle hatten wir oft Spaß zusammen, als ich als Vertreterin meiner Firma gegen einen Fischdieb vorging. Wie oft hatten wir über unsere kleinen Gehälter geredet und er hatte mir im Spaß angeboten, mit mir zu tauschen, weil mein Gehalt höher war. Er besuchte mich auch privat bei mir zu Hause mit seiner Frau, und damals brachten sie Chrysanthenen mit.

Mein Körper versteifte sich, als ich an die Gründe dachte, warum er mir helfen sollte. Verdammte Chrysanthenen. Werden sie bei uns nicht zum Friedhof an die Gräber gebracht?

Er ging jetzt an Nusreta, Branka und an mir vorbei, als ob er uns noch nie zuvor gesehen hätte. Sein Gesichtsausdruck zeugte von einer gewissen Peinlichkeit, gemischt mit aufgesetzter Härte und fest zusammengepressten Lippen.

»Hallo Živko!«, schoss es aus mir heraus.

Worte, die noch vor einigen Tagen Zeichen von Höflichkeit waren, klangen in diesem Raum wie ein Hilferuf. Živko beschleunigte seinen Schritt, als ob er so schnell wie möglich aus unserem Blickfeld flüchten wollte und wir sahen, wie sein ganzes Gesicht rot anlief, bevor er hinter der Tür verschwand.

Und dann kam trotz allem Hoffnung in mir auf. Eine kleine menschliche Hoffnung, die Hoffnung eines Menschen, dem ansonsten alles genommen worden ist. Vielleicht wird es ja wirklich eine Untersuchung geben, wie es die Polizisten bei der Verhaftung gesagt haben. Ich könnte erklären ... Ich hätte die Gelegenheit, mich zu verteidigen. Und dann würde ich nach Hause gehen ... Die Hoffnung zeigte sich in ihrer ganzen Schönheit und erfüllte mich mit ungewöhnlichem Enthusiasmus. In diesem Augenblick trat die Angst in den Hintergrund und erlaubte meinem müden Körper, sich ein wenig zu entspannen. Ein Stimmengewirr, begleitet von vulgären Flüchen und merkwürdigen Geräuschen, die an schwere Schläge erinnerten, stieß mich aus diesem euphorischen Zustand in die grobe Realität zurück. Die Glastür des *Restaurants* öffnete sich und in einer Kolonne traten, einer nach dem anderen, gebeugte Männer herein, die mit erhobenen Händen versuchten, ihre Köpfe vor den harten Schlägen zu schützen.

Männer! Nein, das ist der falsche Ausdruck für diese Kolonne, die ich zum ersten Mal sah. Ihre Gesichter waren umrahmt von grauen schmutzigen Bärten und übersät mit blauen Flecken. Ihre Kleidung war zerrissen und vollkommen verreckt und verströmte einen unerträglichen Gestank nach Fäkalien und abgestandenem Blut. Dieselbe verzweifelte Angst in allen Augen, die verkrampft unsere Gruppe auf dem Heizkörper anblickten. Es war fast unmöglich, ihre Gesichter zu erkennen.

Wir schwiegen, vom Anblick erschüttert. Die armselige Kolonne nahm im Laufschrift die Plastikteller, in denen etwas schmutzige Suppe schwamm. Ich bemerkte, wie sie versuchten, den Teller ruhig zu halten, damit die Flüssigkeit nicht überschwappte. Jeder bekam zur Suppe einen Kanten Brot, der bei den meisten schnell im dreckigen Hemd verschwand.

Die Wärter schlugen schonungslos auf die dünnen Körper ein, sodass sie nur Krümel vom Brot abreißen konnten. Sie setzten sich an die sieben Tische, die in einer Reihe aufgestellt waren. Während alle hastig ihre Suppe aßen, blickten uns die, die in unserer Richtung saßen, heimlich an. Mit ihren Augen zählten sie uns und manch einer gab ein erkennendes Lächeln von sich. Das alles dauerte nur sehr kurz. Eine Minute für das Hereinkommen, eine Minute für das Austeilen und Essen dieser armseligen Mahlzeit und schon in der nächsten Minute wurden die Teller neben den Abwasch zurückgestellt, während der Wärter schrie:

»Bande! Stellt die Teller und Löffel zurück! Schluss! Ich ficke eure Ustaša¹-Mutter. Das hier ist kein Hotel!«

Die dritte Minute war die Hölle ... Knüppel, Gewehrkolben, magere Rücken. In diesem höllischen Tempo bildeten sie erneut eine armselige Kolonne, die durch die Tür verschwand.

»Oh Gott. Sie bringen eine neue Gruppe ins Lager!«, flüsterte jemand.

Unsere Aufmerksamkeit glitt zum Fenster. Draußen brachte die Marica, ein Polizeifahrzeug für den Gefangenentransport, neue Opfer.

Mit ungeheurem Geschrei wurden einige Männer aus dem Auto gezerrt, die Gesichter zerschlagen, aus Nase, Mund und Ohren blutend. Ich glaube, es waren acht Männer. Jemand befahl ihnen, sich vor die Wand neben unserem Fenster zu stellen.

»Frauen! Runter mit euren Köpfen! Sollte eine zuschauen, wird es das Letzte sein, was sie tut!«, schrie einer der Wärter, der die Männer der neu gekommenen Kolonne im *Restaurant* bewachte, und hielt dabei drohend sein Gewehr in unsere Richtung.

Wortlos gehorchten wir dem Befehl, legten unsere Köpfe zwischen die Arme auf den Tisch. Wir sahen nichts, aber wir hörten alles. Das Geschrei grausamer Wut erzeugte mehr Grauen, als jedes Bild es vermocht hätte. Die Hände über dem Kopf dachte ich verzweifelt an meinen Sohn, meinen Vater. Sind sie vielleicht auch hier? Oh Gott, falls ich jemals gesündigt habe, bestrafe mich nicht auf diese Art.

Mit fest zusammengedrückten Augen erahnte ich, dass es noch viel schlimmer werden kann, und begann unbewusst zu beten. Ich sagte alle Gebete auf, die meinem müden Kopf einfielen, und ich schwor Gott, nie mehr zu sündigen, falls er mir jetzt verzeiht und meinen Sohn verschont.

¹ Bezeichnung für SS-nahe kroatische Faschisten im 2. Weltkrieg

»Du! Du Große! Mach dich an die Arbeit!«

Dieser Befehl entriss mich meinen panischen Gebeten. Vor mir und Branka zeigte ein mürrischer Wärter mit dem Finger in Richtung Abwasch, wo bereits eine Frau stand, deren Alter nicht zu bestimmen war. Sie war verweint. Ihr Gesicht war von einem Tuch umhüllt, mit dem sie ihr Haar fest zusammengezogen hatte. Sie hieß Fikreta, war eine einfache Frau vom Dorf. Ihre Haltung war voller Traurigkeit.

Die Frauen hatten mir gestern Abend erzählt, dass sie und ihre drei Söhne hierher gebracht worden waren. Ihr ältester Sohn war gerade 18 Jahre alt. Sie wurde beschuldigt, gemeinsam mit ihrem Mann und ihren Söhnen aus dem Hinterhalt die serbische Armee mit Maschinengewehren beschossen zu haben. Sie brachten sie im Hauskittel und in Pantoffeln hierher. Velida zeigte mit ihrer Hand auf die Beine von Fikreta, die stark geschwollen unter dem langen Kleid hervorragten. Diese hob verwirrt, mit einem Ausdruck von Schuld ihre ebenso geschwollenen Hände hoch. Mit dieser Bewegung entschuldigte sie sich bei uns, dass sie nicht mehr arbeiten konnte.

Es war unsere Aufgabe, nach jeder Gruppe die Teller abzuwaschen. Das wenige Spülmittel und das lauwarme, fast kalte Wasser reinigten leicht die Reste der trüben Brühe, die ‚Mittagessen‘ genannt wurde. Zwei Minuten für das Abwaschen, sodass Zdenka und Velida eine Minute Zeit hatten, die Teller wieder aufzufüllen.

Beim Abwaschen kam mir der Gedanke, durch die Anzahl der Teller zu erfahren, wie viele Gefangene hier waren. Diese Beschäftigung half mir, nicht an die vergangene Nacht zu denken. Schnell hatte ich zusammengezählt, wie viele Gruppen schon da waren, und ich fuhr fort, die Teller zu zählen.

»Silvo! Er lebt!«

Brankas Aufschrei unterbrach mich.

Silvo näherte sich bärtig und mit dreckigem ungewaschenem Haar. Trotz allem lächelte er und wir sahen seine regelmäßigen Zähne. Es war ein ermutigendes Lächeln. An ihm waren keine Spuren von Misshandlungen zu erkennen und ich fühlte Erleichterung. Vielleicht werde auch ich verschont. Er ist ja der Präsident und ich nur die Vizepräsidentin der HDZ². Außerdem wurde ich schon gestern auf die schlimmste Art bestraft.

Im Vorbeigehen fragte er mich schnell:

»Wie kommst du hierher?«

² Kroatische Demokratische Union

Ich war auf diese Frage nicht gefasst.

»Oh Gott! Wie?«

Wir konnten uns nichts mehr sagen. Mitleidig zwinkerte er mir zu und ging lächelnd weiter in der Kolonne.

Und schon rief Branka wieder auf:

»Jozo!«

Groß, schön, immer lächelnd ... früher. Jetzt näherte er sich uns schluchzend mit furchtbar zugerichtetem Gesicht, bedeckt von frischen Blutkrusten. Er erinnerte mich an ein gejagtes Wild. Das noch gesunde Auge richtete er hilflos auf mich und flüsterte schwach:

»Hilf mir.«

Wieder stieg Panik in mir auf und ich begann, sinnloses Zeug zu reden.

Zum Glück unterbrach mich Velida:

»Passt auf, dass die euch nicht hören!«

Leise sagte sie zu Branka

»Gib du jetzt für mich aus und ich werde abwaschen.«

Eine Zeit lang stand sie ohne etwas zu sagen neben mir. Dann begann sie ruhig zu sprechen.

»Du, ich und alle, die wir auf irgendeine Weise politisch waren, egal ob harmlos oder nicht, wir leben dank glücklicher Umstände ... Vielleicht noch ein paar Tage oder Stunden ... Vielleicht sind es nur noch Minuten ... alles hängt von denen ab ... Was denkst du? Du hoffst auf Freiheit? Sei nicht naiv! Nie werden sie uns lebend gehen lassen. Bete zu Gott, dass sie dich nicht abschlachten. Ich bete jeden Tag. Alles Weitere hat unser Schicksal schon bestimmt. Das weiß ich.«

Als ob mein Leben davon abhängen würde, wusch ich die Teller und spürte dabei eisige Kälte nach meinem Rücken greifen.

»Velida, wird es eine Untersuchung geben?«

»Untersuchung?«, sagte sie bitter. »Ich dachte, dass zumindest du Grips hast. Was für eine Untersuchung? Wir sind doch schon verurteilt.«

Schwer atmend setzte sie fort:

»Wenn ich noch einmal meine Kinder sehen könnte. Weißt du, zum Glück habe ich sie kurz bevor das alles begann nach Zagreb geschickt. Aber Suljo und mein Sohn ... sie sind in Prijedor. Hoffentlich passiert ihnen dort nichts. Außerdem war ja nur ich in der SDA³. Sieh dir meine Mokassins an ...«

³ Partei Demokratische Aktion

Ich betrachtete diese große, attraktive Vierzigjährige. Ich hatte Ehrfurcht vor ihr. Sie klagte nie und zeigte keine Angst. Aus ihrer stolzen Haltung, aus der Art, wie sie ihren Kopf hielt, dem Ausdruck in ihrem Gesicht, in ihrer Stimme, sprach die Traurigkeit einer Mutter, die sich gewiss war, ihre Familie nie mehr zu sehen, die aber glücklich war, dass ihre Lieben in Sicherheit waren.

»Velida, wird man bei dieser Untersuchung geschlagen?«, unterbrach ich sie und schämte mich noch im selben Augenblick für die Frage. Ich hatte Angst, sie könnte mich verachten.

Stattdessen antwortete sie ruhig:

»Wäre das das Schlimmste, was uns passieren kann? Ja, falls es dich interessiert – sie schlagen. Sie erniedrigen. Sie klagen an und führen dabei sinnloses Zeug auf. Und sie verändern dich, du wirst sehen. Die töten alles Menschliche in dir. Glaub mir, ich weiß es. Ich bin seit dem 24. Mai hier. Du darfst nichts sagen. Egal, was sie fragen, was sie dir oder anderen antun. Du siehst nichts. Du hörst nichts. Und wenn du Glück hast, wirst du diesen Tag überleben, ... wie lange, ... das weiß ich nicht. Nur Gott weiß es. Jadranka, mach dir keine Illusionen. Es gibt hier keinen Raum für Hoffnung. Bete für einen schnellen Tod. Hier ist unsere letzte Station. Begreife. Für die ... bist du HDZ und ich SDA. Wir sind gebildet. Wir sind keine Serbinnen. Das sind hier die schlimmsten Sünden ...«

Nach diesem kurzen Monolog blickte sie durch das Fenster irgendwohin in die Ferne. Ich spürte, wie sie sich immer mehr von diesem Ort entfernte, und in mir tauchte das Gefühl einer zum Tode Verurteilten auf. Meine Hände bewegten sich mechanisch, während sie wuschen und putzten und in meinem Kopf das Chaos wuchs mit Fragen, die zu einer einzigen Frage verschmolzen: »Oh Gott, warum? Warum wir? Wo liegt bei wem welche Schuld? Wofür?«

Der Tag verging langsam. Nur die Kolonnen der Gefangenen, die zu ihrer armseligen Mahlzeit getrieben wurden, wechselten im gleichen schnellen Rhythmus. Im Dreiminutentakt wurden sie hereingeführt und unter den Flüchen und wütenden Schlägen der Aufpasser wieder abgeführt.

Endlich, 17 Uhr! Das Mittagessen war beendet.

Wir reinigten die Theke und die Tische von der verschütteten Suppe. Mit einer verdünnten Salzsäure putzten wir den Boden. Der Geruch der Säure war ein Geschenk für unsere Nasen, die vom Gestank der Unglücklichen angefüllt waren. Um nicht an die letzte Nacht und an das Lagerleben denken zu müssen, dachte ich an Silvo.

Ich hatte das Bild eines ruhigen jungen Mannes mit einer Trompete vor mir, den ich vor langer Zeit im Gymnasium kennengelernt hatte. Das Gesicht eines Jungen aus der Nachbarschaft, den alle mochten. Wegen seiner Trompete, die er wunderbar spielte, träumten wir als Mädchen von ihm. Er studierte Jura und kurz nach Beendigung seines Studiums fand er eine Arbeit, heiratete und lebte ein ruhiges Leben, das von Affären frei blieb. Oft traf ich ihn bei meinen Spaziergängen durch die Stadt in Begleitung seiner Bergsteigerfreunde oder seines Sohnes. Er lächelte immer.

Dann kam das Jahr 1990. Der Träumer und begeisterte Bergsteiger begann in den Wassern der lokalen Politik zu schwimmen. Im Juni 1990 wurde er Präsident des Gemeindevorstandes der HDZ Prijedor und ich wurde eine der zwei Vizepräsidenten. Häufig sprachen wir von den Veränderungen. Er war Optimist und übertrug seine Begeisterung wie eine ansteckende Krankheit auf seine Umgebung. Auch dann, als es die ersten Anzeichen des Krieges gab.

Ich lehnte meinen Kopf an das Heizrohr, dachte an Silvo und sehnte mich nach meinem Sohn. Früher, vor diesen Ereignissen, wenn ich nicht zu Hause war, schloss ich oft die Augen und stellte mir das Bild meines Jungen vor. Jetzt erschien vor meinen Augen nur die unendliche Reihe der Gepeinigten, die heute im *Restaurant* waren. Ich öffnete die Augen und blickte nach draußen zu den Gefangenen. Sie waren noch erschöpfter, weil sie die ganze Zeit in der brennenden Junisonne saßen.

Mein Blick glitt langsam in Richtung des Weißen Hauses. Ich versuchte, nicht daran zu denken, was über diese Baracke erzählt wurde. Ich beobachtete die zwei Fenster und die geöffnete Tür des Gebäudes. Vor der Baracke saßen ebenfalls Gefangene im Gras. Es waren wohl Hundert. In meinen Ohren dröhnte es: ‚Extreme‘.

Dort werden sie getötet. Geschlachtet!

Oh Gott, wie schlachten sie denn ...?

Einer der Wärter erwähnte während des Essens diesen Ort. Ich fragte die Frauen, die schon mehrere Tage hier waren. Tidža, eine kleine blonde Frau, antwortete:

»Schau durchs Fenster. Die weiße Baracke dort. Das ist das Weiße Haus!«

Ich betrachtete ihr Gesicht, das sich bei der kurzen Erklärung in eine merkwürdige Grimasse verzerrte.

»Was gibt es da?«

»Grauen. Die, ich meine die hier, die Wachen, sagen, dass dort alle ‚Extremen‘ eingesperrt sind. Nationalisten. Ustaša, wie sie sie nennen. Dort bringen

sie sie um. Viele rühmen sich damit, sie wie Schafe abzuschlachten. Und dort sind Menschen aus Kozarac eingesperrt. Vielleicht ist der eine oder andere Mitglied einer Partei. Aber was reden die denn von Ustaša. Die Menschen dort sind doch alle nach 1945 geboren. Weißt du, dort ist auch mein Bruder.«

»Um 18 Uhr kommt die Schicht von Krle. Gott soll uns beistehen«, unterbrach eine der Frauen Tidža.

»Warum?«, fragte ich leise.

»Immer töten sie während seiner Nachtschicht. Er und seine ...«, flüsterte Tidža.

»Red keinen Unsinn!«, mischte sich Zdenka mit leiser ärgerlicher Stimme ein. «Wenn ihr schweigt und gehorcht, wird euch nichts passieren. Was geht es euch an, was sich da draußen abspielt?»

Mugbila blickte sich während dessen verwirrt um. Sie hatte gar nichts verstanden. Sie wurde gestern einige Stunden vor mir hierher gebracht und teilte meine Angst der letzten Nacht. Noch im Schock hat sie heute, wie wir anderen, ihre noch lebenden Mitbürger gezählt. Sie wusste immer noch nicht, warum sie festgenommen worden war. Aber, wer von uns wusste das schon? Auf meine Frage, weswegen sie weinte, antwortete sie ärgerlich:

»Zur Hölle mit euch und euren Parteien. Das alles habt ihr uns eingebrockt und jetzt sind wir alle dran. Wozu braucht ihr die HDZ, SDA und diese serbische ...? Blödsinn habt ihr angestellt, und jetzt bringen sie uns alle um. Und wenn ihr von der HDZ hergebracht werdet, ist das für uns der sichere Tod. Weißt du denn nicht, was die Leute von Martić in Kroatien angerichtet haben?»

Ihre Worte bestürzten mich. Ich kannte ihre kommunistische Einstellung und Vergangenheit. Sie hatte ihre ganze Karriere darauf aufgebaut. In ihrer Angst suchte sie nach Schuldigen und Ursachen dieses Grauens. Ich verstand sie. Ihre Worte waren nicht böswillig. Es war die Wut über die Ohnmacht und Hilflosigkeit. Wie wir alle stand auch sie Todesängste aus.

»Geht in die Zimmer!«, befahl der Wärter und unterbrach unser Gespräch.

Wortlos gingen wir in die drohende Nacht.

Beim Gehen spürte ich die drückende Binde, die ich aus Strümpfen gemacht hatte. Ich fühlte mich elend und furchtbar schmutzig.

Als ob sie meine Gedanken lesen könnte, sagte Nusreta:

»Wenn wir Glück haben, können wir uns oben waschen. Das Wasser ist zwar eiskalt ... aber wir haben es.«

Oben, das war das Stockwerk, wo wir schliefen. Gestern Abend, als ich auf dem Klo war, sah ich zwei Duschen und ein Waschbecken. Auch wenn Nusre-

ta eiskaltes Wasser versprach, freute mich der Gedanke an eine Möglichkeit, mich zu waschen.

»Uh, heute Nacht kommt auch Ž!«, flüsterte eine Frau.

Es war mir egal, wer das ist. Für mich waren sie alle gleich. Sie waren meine Angst in Uniform, egal ob Soldat oder Polizist.

Der Gestank nach Fäkalien und altem Blut im Zimmer schockierte mich. Die Schubladen, die schon heute morgen aufgebrochen waren, hingen jetzt aus den Tischen, und an den Rändern war Blut. Neue, hellrote Spuren von frischem Blut überall. Der Raum roch nach Leid und Hass. Auf einem der Tische lag ein vergessener Knüppel aus festem Holz. Auch er blutig. Von hier kamen also heute die furchtbaren Schreie.

Merkwürdig. Diese Schreie hatte ich vollkommen vergessen. Überschwemmt von den entsetzlichen Ereignissen des heutigen Tages, waren sie einfach aus meiner Erinnerung gelöscht.

»Vor dem Schlafen müssen wir alles aufräumen«, sagte Zdenka mit eisiger Stimme, während sie uns mit einem Blick warnte, der sagte:

»Schau nicht, frag nicht. Mach einfach, wenn du weiterleben willst.«

Auch in ihren Augen waren riesige Angst und tiefes Leid. Das hat uns in diesem Augenblick alle verbunden.

Von irgendwoher kamen ein Lappen und ein zerbeulter Eimer zum Vorschein. Wir putzten, jede mit eigenen Gedanken belastet. Ohne ein Wort zu sagen, ordneten wir unsere Schlafunterlagen und Decken und nahmen unsere Plätze ein. Fünf Decken fehlten. Wir trauten uns nicht zu fragen, wo sie sind. Zdenka hat in ihrer Rolle als unsere Anführerin mit jeder ihrer Gesten klargestellt, dass jegliche Diskussion unerwünscht ist.

Bevor wir das Licht ausmachten, trat ein Wärter ein und brachte eine kleine magere Frau. Ihr Haar war zerzaust und grau, ihre Kleidung unordentlich, ein olivgrüner Rock und ein schmutziger roter Pullover mit Knöpfen an den Schultern. Sie hatte Winterstiefel an. Ihre Augen versanken im Schmerz und blickten dunkel und müde. Eine gebogene knöchrige Nase und dünne zusammengespreizte Lippen, die aufgeplatzt und übersät mit kleinen Wunden waren.

Wir starrten diese Frau an, die mit unsicheren Bewegungen versuchte, ihre Arme zu verstecken. Dünne und wasserlose Haut bedeckte ihre Arme, die in schönen Händen endeten. Am Handgelenk sahen wir symmetrische runde Wunden, Verbrennungen von Zigaretten. Die Verkörperung von Schmerz und Elend versuchte uns anzulächeln.

»Sadeta«, schrie eine von uns auf, »du lebst!«

»Ja!«, sagte sie, als ob auch sie sich wundern würde.

»Du hast uns gerade noch gefehlt.« Zdenkas Stimme klang eigenartig.

»Zdenka, lass das! Komm Sadeta. Komm her zum Fenster. Setz dich! Ruh dich aus!«, sagte Velida mit zarter Stimme.

Die kleine Frau bewegte sich nicht, stand weiter unsicher auf ihren dünnen Beinen. Fragend blickte sie uns alle an und schaute dann mich an.

»Koka, auch du bist hier.«

Das war keine Frage, sondern eine Feststellung, die mich überraschte. Verwirrt starrte ich sie an und versuchte mich zu erinnern, wer sie ist und woher ich sie kannte.

Koka wurde ich nur von der Familie und guten Freunden genannt. Wir sind also gute Freundinnen, beschloss ich für mich selbst. Trotzdem konnte ich mich nicht daran erinnern, wer sie war.

»Erinnerst du dich an meine Neūmija? Ihr habt dasselbe Gymnasium besucht.«

In diesem Augenblick erblickte ich vor mir eine Frau mit geistreichem Gesicht. Mutig und bestimmend zu Beginn des Krieges in Kroatien. Sie war Gymnasiallehrerin und hatte mir geholfen, die Rekrutenevidenz zu vernichten und anschließend die Demonstration gegen die Einberufung von jungen Männern in die serbische Armee zu organisieren. Und jetzt stand sie gemeinsam mit uns im Warteraum zum Tod.

Mit Sadeta beschäftigt, hörten wir nicht, wie der Wärter eintrat. Wir sprangen alle auf. Er gab Branka ein Zeichen hinauszugehen, die ängstlich zu uns sah und dabei ihren Pullover über ihre Hosen zog, als ob sie sich davon Unterstützung erhoffte.

»Raus!«, wiederholte der Wärter seinen Befehl.

Wir blickten sie an, während ihre weibliche Figur in der Dunkelheit des Flurs verschwand.

In Erinnerung an die letzte Nacht war ich erstarrt. Ein instinktiver Überlebenswunsch rief in mir reinen Egoismus hervor, der mit Angst um mich selbst gefüllt war. Bei leisem Gespräch bereiteten wir unsere Schlafunterlagen vor, als ob nichts passiert wäre. Aber eigentlich erwarteten wir alle nur ihre Rückkehr. Wir waren zu zehnt im Zimmer. Man hatte mit Sadeta heute noch eine neue Frau gebracht, Jasminka. Nachdem wir das Licht ausgemacht hatten, legten wir uns schweigend hin.

Es regnete wieder und der Regen machte die Nacht noch dunkler.

»Was machen sie wohl mit ihr«?, sprach eine in die Dunkelheit, eher vermutend als fragend.

Wieder öffnete sich die Tür. Das Licht blendete uns. Der Wärter stieß Branka ins Zimmer und sagte gleichzeitig grob:

»Ihr könnt nicht alle hier schlafen!«

Er streckte seinen Arm nach unseren Liegen aus, so als ob er uns zählte.

»Zdenka! Führ ein paar in das andere Zimmer. Hier, die ...«

Zdenka stand gehorsam auf, nahm ihre paar Sachen und rief Nusreta, Velida, Edna, Fikreta und Branka zu, mit ihr zu kommen. Als die Frauen gerade losgingen, sprang auch Jasminka auf und ging mit ihnen.

Es blieben nur noch Mugbila, Sadeta, Tidža und ich im Raum.

Eine unheimliche Ruhe trat ein, die nur vom leisen Regengeräusch gestört wurde.

Es gibt Augenblicke, in denen der Mensch ein ganz bestimmtes Wissen hat. Diese eine Erkenntnis schläft in uns und bei ihrem Erwachen kommt sie in Wellen. Man spürt es an der Ruhe, die allein vom nervösen Atmen unterbrochen wird. Angstvoll spürte ich das Kommen des Bösen, des noch nie Gesehenen, aber bereits Erahnten. Mit schmerzhaft geschärften Sinnen versuchte ich, ruhig neben Mugbila zu liegen. In der Dunkelheit konnte ich mit meinen Ohren sehen. Ich unterschied den Rhythmus dieses Raumes vom Geräusch des Regens, versuchte, mich der Dunkelheit des Raumes anzupassen. Dann hörte ich sie.

»Bringt mir Silvo! Und den Puškar!«, befahl eine zischende Stimme.

Das Geräusch von Stiefeln verriet, dass sich jemand auf den Weg machte, den Befehl auszuführen. Intuitiv wusste ich, das war nicht nur ein Befehl, sondern ein Todesurteil.

Ich hörte meinen Pulsschlag. Das Klopfen in meinem Kopf verband sich mit dem Rauschen des Blutes und stürzte wie ein Wasserfall in meine Ohren. Wenn Silvo abgeführt wird, holen sie bestimmt auch mich bald. Vielleicht werde ich ja nicht abgeführt, flüsterte mir meine Hoffnung durch meine Angst beschämt zu.

Durch den Flur klangen feste Stiefelschritte. Männliche Stimmen mischten sich in das Geräusch der Schritte. Ich erkannte die Stimme von Silvo. Die Stimmen näherten sich unserem Schlafraum und traten in den Raum gegenüber ein. Sofort war ein dumpfer Schlag zu hören.

»Verflucht soll deine Ustaša-Mutter sein ... Du glaubst, wir wissen es nicht? ... Ustaša-Dreckschwein ...«